

## Was ist Wissensgeschichte?

The following paper discusses ›history of knowledge‹ as a new approach in the field of historical research, and especially cultural history. First of all, employing Foucault's notion of ›les saviors‹, the paper shows that the concept of ›knowledge‹ enables us to conceive knowledge as always circulating back and forth, without hierarchies, between different societal spheres and institutions, through media, between scientists and the so called public. Secondly, the paper proposes to use ›knowledge‹ as a vantage point for the historical gaze into the field of modern history. It therefore asks the question whether it is sound to promote ›knowledge‹ to a rank comparable in importance to the concept ›society‹ for social history, or ›nation‹ for political history. Since the very idea of ›the‹ society has lost a lot of its influence in the last two decades, my paper investigates the possibility that the new ›history of knowledge‹ can become an heir to the already rather ›old school‹ social history approach.

Ich möchte mit dem Versuch einer einfachen Unterscheidung beginnen. Literaturwissenschaftler beschäftigen sich mit Texten, vielleicht auch mit den nicht-textuellen Entstehungsbedingungen und möglicherweise auch mit Effekten von Texten, oft mit Autoren oder Formen der Subjektivität, aber im Zentrum ihrer Überlegungen steht, wenn ich recht sehe, der Text. Dem gegenüber beschäftigen Historiker sich mit einem historischen ›Zusammenhang‹ bzw. einer historischen Entwicklung/Veränderung, dabei eventuell mit handelnden Personen, möglicherweise mit ›Strukturen‹ oder Verhältnissen, immer aber, zumindest der Intention nach, mit einem Gegenstand, der sich in der Regel von Texten *unterscheidet*. Selbst Diskurse sind für Historiker nur interessant, wenn sie mehr als Texte sind.

Der schnelle Einwand des Literaturwissenschaftlers, dass der Historiker alle oder zumindest die meiste Kenntnis von seinem Gegenstand ja doch nur aus Texten beziehen kann, die er, der Historiker, naiver Weise ›Quellen‹ nennt, liegt zwar auf der Hand, aber ich möchte ihn hier vorerst nicht beachten. Lassen Sie mich so tun, als würde mich dieser Einwand nicht berühren, weil ich darauf beharren möchte, dass Historiker die Aufgabe haben, sich mit der ›Realität‹ einer vergangenen Epoche zu beschäftigen. Dabei weiß der Historiker, nicht ganz so naiv, wie es den Anschein hat, selbstverständlich, dass diese so genannte ›Realität‹ zu guten Teilen auch aus dem besteht, was Menschen meinen, wissen, sich vorstellen, behaupten, etc. – aber zumindest in seinen Träumen von einer idealen Geschichtsschreibung stellt er sich doch vor, dass er so etwas wie ›das Ganze‹ eines geschichtlichen Zusammenhangs darstellen kann, eines Zusammenhangs jedenfalls aus heterogenen Elementen wie etwa Bevölkerungsgrößen, Eisenbahnlinien, politische Strukturen, Geschlechterordnungen, Duellen, Fabriken und religiöse Bekenntnissen. Der Historiker weiß zwar, dass *er* es ist, der diese Dinge in

DOI 10.1515/iasl.2011.010

einen irgendwie verstehbaren Zusammenhang setzt und dem Leser in einer narrativen Struktur präsentiert; er hat vielleicht Hayden White gelesen und weiß auch, dass er damit literarischen Konventionen folgt, ob er will oder nicht. Aber er würde doch darauf beharren, dass zumindest als *Fluchtlinien* seines Begehrens als Historiker – lassen Sie es mich vorsichtig formulieren – die Signifikanten ›die Wirklichkeit‹, ›das Ganze‹ und ›der Zusammenhang‹ unverzichtbar sind. Ich weiß wohl, dass die Begriffe wie ›das Ganze‹ und auch schon ›der Zusammenhang‹ natürlich hochproblematisch sind, weil sie den vergifteten Köder der auktorialen ›großen Erzählung‹ auslegen. Doch wie dem auch sei: Historiker wollen letztlich Gesellschaften verstehen, oder auch, wahlweise, Nationen, vielleicht nur Städte oder Regionen, manchmal auch eher Zeiten, Epochen, sehr oft aber schlicht Ereignisse in ihrem Zusammenhang, ihren Entstehungsbedingungen und ihren Effekten – wie auch immer. Doch sie würden sich nicht darauf beschränken lassen, allein *Texte* verstehen zu wollen, so sehr sie wissen, dass sie meist nur Texte in den Händen halten.

Diskursanalytisch gesprochen sind es diese hier kurz angedeuteten Regelmäßigkeiten, die die Diskurse der Literaturwissenschaftler und der Historiker voneinander unterscheiden und zur Ausdifferenzierung von zwei akademischen Disziplinen geführt haben. Ich werde mich daher – dies als Einschränkung vorab – bloß mit dem spezifischen Historikerproblem beschäftigen, wie denn unser Denken des ›Zusammenhangs‹ oder gar des ›Ganzen‹ epistemologisch überhaupt möglich wird. Historiker brauchen, um ihr fachspezifisches Begehren zumindest am Leben zu erhalten, irgendeine implizite oder explizite Theorie davon, wie man über einen so komplexen Gegenstand wie ›das Ganze‹ oder ›der Zusammenhang‹ sprechen kann, das heißt sie brauchen einen Denkraum, in dem dieses Sprechen Sinn ergibt. Es ist bekannt, dass für die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts die zugleich politisch wie kulturell gedachte, vielleicht erst erträumte, manchmal schon verwirklichte Einheit der Nation als diese epistemologische Voraussetzung fungierte. Von der Nationalkultur und/oder vom Nationalstaat aus haben die Historiker des 19. Jahrhunderts ihre Geschichten organisiert. Die Nation – ob als ideale, vorgestellte, oder als real existierende – war das Modell für jenes ›Ganze‹, das die historische Erzählung strukturierte und auf das hin diese zustrebte.<sup>1</sup>

Das ist soweit bekannt und ich muss auch nicht weiter ausführen, dass dieses Modell zwar seit ca. 1900 umstritten ist, seinen Einfluss aber bis heute nicht wirklich verloren hat. Wichtig ist aber zu präzisieren, dass dieses Modell trotz aller Begeisterung der bürgerlichen Kultur für sich selbst im Raum der Geschichtsschreibung im Wesentlichen doch von einem *politischen* Verständnis und damit im engeren Sinne vom *Nationalstaat* geprägt war. Dieses politische Verständnis des ›Ganzen‹ bzw. des ›Zusammenhangs‹, wurde im 20. Jahrhundert be-

<sup>1</sup> Vgl. dazu die erfrischend kritische Darstellung bei Patrick J. Geary: *Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen*. Frankfurt/M.: Fischer 2002.

kanntlich vielfach bestritten und daher wurden diverse neue Ansätze entwickelt, die die Wirtschaft, die Kultur oder den handelnden Menschen in den Vordergrund rückten. Das kann ich hier nicht im Einzelnen darstellen, sondern will als ein besonders wirkmächtiges neues Modell dasjenige nennen, was in Bielefeld in den 1970er Jahren unter dem Titel der ›Gesellschaftsgeschichte‹ entwickelt wurde. Ich möchte Sie dazu an Jürgen Kockas sehr einflussreiches Buch *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme* von 1977 erinnern. Kocka stellt hier bezeichnenderweise die an sich ja schon ältere Sozialgeschichte neu als die »Geschichte ganzer Gesellschaften« vor – auch hier erscheint programmatisch der Signifikant ›ganz‹ –, um den Diskurs dieser neuen Historiker zu bezeichnen. Kocka weiß natürlich, in moderater Übernahme einer Luhmann'schen Terminologie, dass insbesondere moderne Gesellschaften aus ›Teilsystemen‹ bestehen, die relativ autonom sind und auch als solche beschrieben werden können, und er schreibt daher:

Dabei ist sicherlich von der in der Regel bestehenden, historisch variablen und nach Art und Ausmaß empirisch erforschbaren relativen Autonomie und gegenseitigen Unablenkbarkeit der einzelnen Teilsysteme (etwa des politischen gegenüber dem ökonomischen) ebenso auszugehen wie von der Existenz eines *Gesamtzusammenhangs*, der zwar nicht so dicht gewirkt ist, dass die Veränderung eines Moments notwendig die Veränderung aller anderen bewirkt, der aber integriert genug ist, dass die Untersuchung eines Teilbereichs nicht ohne perspektivische Einbeziehung wichtiger anderer möglich ist.<sup>2</sup>

Ich glaube, man könnte leicht zeigen, dass – unabhängig von der spezifischen Terminologie – die meisten Historiker das heute noch im Grundsatz unterschreiben würden, auch wenn sie sich, postmodern gewitzt, hüten würden, den Begriff ›Gesamtzusammenhang‹ noch explizit zu verwenden (dennoch heute aber wieder von der Globalgeschichte träumen...). Ich will diesen Nachweis hier aber nicht führen, sondern kurz zeigen, wie nun Kocka die Alternative zum Primat der politischen Geschichte vorstellte, jene neue epistemologische Voraussetzung also, um zumindest perspektivisch ›das Ganze‹ denken zu können. Kockas Alternative hieß wie erwähnt ›Gesellschaftsgeschichte‹, mit anderen Worten: das Denken der ›Allgemeinen Geschichte‹ von der ›Gesellschaft‹ her. Die ›Gesellschaft‹ erscheint hier als ein scheinbar natürlicher bzw. selbstverständlich gegebener Zusammenhang, von dem aus erst die Verbindungen zwischen Politik, Wirtschaft und Kultur sich beschreiben lassen, aus dem diese »Teilbereich[e]« sich aber auch nicht verabschieden können. Die Gesellschaft wird als so umfassend und vernetzt gedacht, dass sie die sogenannten Teilbereiche letztlich beherrscht. Das erforderte, gemäß Kocka, eine neue epistemologische Fundierung der Geschichtswissenschaft; er schreibt:

Auch gesellschaftsgeschichtliche Untersuchungen werden schon aus arbeitsökonomischen Gründen Arbeitsschwerpunkte bilden und perspektivisch auswählen müssen,

<sup>2</sup> Jürgen Kocka: *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986, 2., erw. Aufl., S. 109.

doch sind sie dadurch gekennzeichnet, dass sie im Prinzip die verschiedenen Wirklichkeitsbereiche einbeziehen [Im nun Folgenden gilt es, die Reihenfolge genau zu beachten; P.S.] von den materiellen Bedingungen, von den Bevölkerungsverhältnissen, vom wirtschaftlichen Wachstum und Wandel über die sozialen Klassen, Gruppen und Schichten, Allianzen, Proteste und Konflikte, Sozialisationsprozesse, Verhaltensmuster und kollektiven Mentalitäten bis hin zu den politischen Institutionen und Willensbildungsprozessen sowie den Veränderungen im Bereich der Kunst, der Religion und Wissenschaft.<sup>3</sup>

Sie ahnen es wohl schon: Die Pointe hier liegt darin, dass die Wissenschaft hier ganz am Schluss erst auftaucht, noch hinter Kunst und Religion. Das hat eine doppelte Bedeutung, eine empirische und eine epistemologische. Empirisch heißt das schlicht, dass Kocka offenbar – zumindest wenn wir uns an den Buchstaben dieser Reihenfolge halten – Wissenschaft oder eben auch Wissen als etwas betrachtet, was für die Erklärung dessen, was auf der Ebene ›des Ganzen‹, des ›Zusammenhangs‹ geschieht, von bestenfalls untergeordneter Bedeutung ist, wenn es überhaupt erscheinen kann im Denkraum der Gesellschaftsgeschichte. Wissen und Wissenschaft scheinen schlicht irrelevant zu sein gemessen an den sozialen Strukturen und Konflikten, aber auch noch gemessen an den ›kollektiven Mentalitäten‹, denen allen eine sehr große Erklärungskraft zugetraut wird.

Das ist die empirische Feststellung. Epistemologisch aber bedeutet diese – wenn ich so sagen darf – Kocka'sche Relevanzordnung, dass Historiker objektiv oder angeblich objektiv messbare Parameter von Gesellschaften wie Bevölkerungsgrößen oder Streikhäufigkeiten untersuchen, während sie semiotische und diskursive Prozesse nur noch bestenfalls ›perspektivisch‹ in Betracht ziehen.

Zu dieser Konzeption – die ich als Alternative zur traditionellen politischen, auf den Nationalstaat fixierten Geschichtsschreibung in ihrer Zeit für wichtig und nach wie vor eindrucksvoll halte – wurde in den letzten drei Jahrzehnten sehr viel gesagt und kritisch angemerkt, was ich hier nicht zu wiederholen brauche. Die Erinnerung an das Kocka-Zitat diente mir nur dazu, ein systematisches Argument aufzumachen: Wenn Historiker ›den Zusammenhang‹ denken wollen – und ich bin der Meinung, dass sie das tun sollten –, dann scheinen sie, wenn ich recht sehe, zumindest drei oder vielleicht vier große Möglichkeiten zu haben:

*Erstens:* Sie denken von der Politik aus – ob traditionell auf den Nationalstaat bezogen oder auch in einer neueren, z.B. transnationalen, eventuell gar globalgeschichtlichen Weise, ist nicht entscheidend; aber sie glauben doch – mit argumentativ starken Gründen –, dass der politische Zusammenhang, oder nennen Sie es den Machtzusammenhang (auf die wichtigen semantischen Differenzen zwischen diesen beiden Begriffen wäre allerdings einzugehen), das ist, was Menschen letztlich zusammenhält bzw. organisiert und daher auch am besten für das genommen werden kann, was Historiker als ihren Gegenstand begreifen. Das kann man in einer Weise tun, die heute nur noch veraltet wirkt – man kann das Politische und die Macht aber auch in einer durchaus modernen, methodisch über gewisse Neuerungen informierten Form tun.

<sup>3</sup> Ebd., S. 99.

*Zweitens*: Man kann als Historiker alternativ dazu davon ausgehen, dass gesellschaftliche Gruppen, ihre sozialen Lagen und ihre Konflikte das Antriebs- und Bewegungsmoment der Geschichte darstellen, und man kann in Verbindung damit auch der Überzeugung sein, dass sich diese Dinge vergleichsweise objektivierend, unabhängig von den Intentionen der Subjekte, aber auch zu einem guten Stück unabhängig von ihren Zeichenverwendungen und Aussagen festhalten lassen. Diesem Ansatz eignet der Charme eines anti-etatistischen *und* anti-hermeneutischen Denkens, er leidet aber an der Unklarheit des Begriffs ›Gesellschaft‹, den die Historiker seit den Nullerjahren, wenn ich recht sehe, daher als Basis-Konzept und Leitbegriff mehrheitlich aufgegeben oder auf das Niveau der adjektivischen Verwendung oder eines nicht(s)-erklärenden Sammelbegriffs zurückgestuft haben.<sup>4</sup>

Doch nun *drittens*. Sagen wir zuerst: Kehren wir doch die Kocka'sche Relevanzordnung schlicht um, stellen wir sie von den Füßen auf den Kopf, auf dem Menschen, trotz dem Anschein des Gegenteils, ja schließlich auch stehen. Dann erscheint als organisierendes Zentrum des Zusammenhang zwischen Menschen, ihren Handlungen und ihren Artefakten ein Konglomerat aus semiotischen Strukturen, Prozessen und Diskursen, ein Gewusel jedenfalls, das wir vielleicht tatsächlich ausdifferenzieren können in die drei Richtungen Kunst, Religion – oder vielleicht besser: *belief systems* –, und schließlich eben Wissenschaft oder ›Systeme rationalen Wissens‹, im Gegensatz jedenfalls zu Glaubenssystemen.

Über die drei angedeuteten Möglichkeiten oder Dimensionen einer Begründung historiographischer Arbeit – Politik, Gesellschaft und Wissen – ließe sich noch sehr viel mehr sagen, und es ist wohl auch so, dass damit nicht alle Möglichkeiten genannt sind. Als weitere, *vierte* Alternative wurde in den letzten Jahrzehnten namentlich die Alltags- oder vielmehr Erfahrungsgeschichte vorgeschlagen, um den historischen Zusammenhang konsequent aus der Erfahrungs- und Handlungsperspektive von Subjekten zu konzeptualisieren. Das wären dann vier Zugänge; ich werde auf diesen Punkt zurückkommen.

Ich habe jetzt leider etwas lange gebraucht, um den Ansatzpunkt meines Arguments herauszustellen und um zu versuchen zu zeigen, was Wissensgeschichte leisten könnte; ich werde mich dabei übrigens auf Überlegungen stützen, die wir im interdisziplinären »Zentrum Geschichte des Wissens« der Universität Zürich und der ETH Zürich diskutiert haben.<sup>5</sup> Nun, meine These für das Folgende lautet, dass *Wissensgeschichte* just aus dem Grund, dass Historiker immer von Zusammenhängen reden wollen oder müssen, für das Denken dieses Zusammenhangs zumindest als eine Kandidatin erscheint – und damit auch als eine der möglichen Nachfolgerinnen namentlich der Gesellschaftsgeschichte.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Vgl. als einflussreiche »postmoderne« Kritik am Konzept der Gesellschaft Ernesto Laclau / Chantal Mouffe: Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Passagen 1995 (Originalausgabe: Hegemony and socialist strategy: towards a radical democratic politics. London: Verso 1985).

<sup>5</sup> Vgl. [www.zgw.ethz.ch](http://www.zgw.ethz.ch), zuletzt eingesehen am 25.02.2011.

<sup>6</sup> Dass die Zeitschrift *Geschichte und Gesellschaft* – der Titel steht bekanntlich für ein

Lassen Sie mich das im Einzelnen ausführen. Ich sagte eben: ein ›Gewusel‹ von semiotischen Strukturen, Prozessen und Diskursen. Ich weiß, dass das an die von Clifford Geertz mit Bezug auf Max Weber geprägte und in der Tradition der Phänomenologie angesiedelte Formel vom ›Bedeutungsgewebe‹ erinnern könnte, in das Menschen verstrickt sind und an dem sie durch ihr Bewusstsein und ihr Handeln teilhaben.<sup>7</sup> Ich will die Differenz zu diesem Ansatz nicht überbetonen, dennoch aber zuerst eine negative Bestimmung einführen: Die semiotischen Strukturen, Prozesse und Diskurse, die ich im Auge habe, sind nicht mit Intentionen und Bewusstseinszuständen von Subjekten deckungsgleich, sondern stellen für diese die Voraussetzung dar. Sie sind gewissermaßen die strukturierende Materialität und Zeichen-Logik dessen, was jemand meinen, glauben oder wissen kann. Dass historische Subjekte ihrem Bewusstsein gemäß mehrheitlich intentional sprechen und handeln, steht außer Frage. Aus der Perspektive desjenigen hingegen, der einen historischen Zusammenhang verstehen will, erklären diese Intentionen wenig bis nichts. Die Intentionen und Bewusstseinszustände von Subjekten sind, mit andern Worten, das *explanandum*, nicht das *explanans*. Die Argumente für diese Sichtweise wurden spätestens seit den Zeiten des Strukturalismus und dann namentlich im Poststrukturalismus entwickelt und müssen daher nicht weiter diskutiert werden.

Doch was heißt nun Geschichte des Wissens? Grundsätzlich lässt sich sagen, dass mit diesem Ansatz – ich verwende nun das Wort ebenfalls als Adjektiv – die *gesellschaftliche Produktion und Zirkulation von Wissen* untersucht werden soll. Damit sind vorab schon zwei wichtige Bestimmungen impliziert (die ich später noch weiter ausführen werde):

*Erstens:* Wissen zirkuliert zwischen Menschen und Gruppen, weil im Raum von Zeichensystemen und Diskursen semantische Gehalte grundsätzlich die Potenz haben, über institutionelle, soziale, politische oder auch geographische Grenzen hinweg zu gleiten. Das heißt nicht, dass sich Wissen schrankenlos ausbreitet und überall gleichmäßig verteilt ist – das wäre eine ebenso naive wie absurde Annahme –, es heißt aber, dass Wissen in seinem ›Funktionieren‹ auf Zirkulation angewiesen ist, dass es auf ›Anstöße‹ aus anderen Wissensfeldern aus unterschiedlichen sozialen Räumen reagiert, an anderen Orten wieder aufgegriffen und dabei umgeformt wird.<sup>8</sup>

---

Programm – im Oktober 2008 ein Heft dem Thema der Wissensgeschichte widmete, ist zwar zu begrüßen, hat aber keine konzeptionellen Perspektiven für die Gesellschaftsgeschichte bzw. über die Gesellschaftsgeschichte hinaus aufzuzeigen vermocht. Vielmehr signalisierte der Hefttitel »Wissensgeschichte als Gesellschaftsgeschichte« [Hervorhebung P.S.] in eher befremdender Art das Bestreben, auf einen neuen Trend aufzuspringen, ohne sich durch ihn im Geringsten irritieren zu lassen – nach dem Motto: Unser Paradigma absorbiert alles.

<sup>7</sup> Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987.

<sup>8</sup> Vgl. dazu »Zirkulation«, Heft Nr. 7 von *Nach Feierabend, Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte*, hg. von Andreas Kilcher / Philipp Sarasin, erscheint Oktober 2011.

*Zweitens:* Wissen ist ein historisches Phänomen und wird von uns ausschließlich als solches behandelt, das heißt: nicht hinsichtlich der Frage, ob bestimmte Wissensbestände nun wahr oder falsch, besser oder schlechter, nützlich oder unnützlich sind, sondern nur: wie, wann und gegebenenfalls warum ein bestimmtes Wissen auftaucht – und wieder verschwindet. Ferner: welche Effekte es hat, in welchen Zusammenhängen es funktioniert, wer seine Träger sind, in welchen Formen es erscheint.

Zu diesen beiden grundlegenden Charakterisierungen der Wissensgeschichte darf auch die wichtigste Fußnote nicht fehlen: Der Forschungsansatz einer Geschichte des Wissens verdankt sich erstens ganz wesentlich dem polnischen Bakteriologen und 1978 wiederentdeckten Wissenschaftstheoretiker Ludwik Fleck<sup>9</sup> mit seiner Unterscheidung von Denkstil und Denkkollektiv, zweitens den einschlägigen Arbeiten von Michel Foucault, sowie drittens einiger neueren Entwicklungen in der Wissenschaftsgeschichte seit den 1980er Jahren.<sup>10</sup>

Um diesen Ansatz nun etwas genauer zu diskutieren, möchte ich seine *empirische* von seiner *epistemologischen* Seite unterscheiden. In *empirischer* Hinsicht und mit einem nochmaligen Blick auf die von den Füßen zurück auf den Kopf gestellte Kocka'sche Relevanzordnung lässt sich in allerdings bloß idealtypischer Zuspitzung und in allein analytischer Absicht zwischen drei Dimensionen von Zeichensystemen bzw. -prozessen und Diskursen unterscheiden, nämlich:

(a) Wissenssysteme als Ordnungen von tendenziell rational begründeten, empirisch überprüfbaren Hypothesen und Theorien, sowie den im Wesentlichen von den Wissenschaften erschlossenen empirischen Wissensfeldern und Gegenstandsbereichen;

(b) Religion oder Glaubenssysteme, auch nicht-transzendentaler Art, d. h. nicht oder kaum rational-argumentativ begründete bzw. begründbare Überzeugungen, Weltdeutungen, Ideologien, aber auch Normen, Spielregeln, Gesetze; und schließlich

(c) Kunst, d. h. die expressiv-ästhetische Dimension im Rahmen von kulturell stabilisierten Genres und Stilen.

Diese Unterscheidung, für die es natürlich eine ganze Reihe von Referenzen in der soziologischen und ebenso der historischen Literatur gibt, ist wie gesagt idealtypisch und daher *in praxi* eigentlich insofern unzulässig, als sich, *erstens*, die

<sup>9</sup> Ludwik Fleck: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Hg. v. Lothar Schäfer / Thomas Schnelle. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993 (Originalausgabe Basel: Schwabe 1935).

<sup>10</sup> Vgl. als wahrscheinlich wichtigste Titel in diesem Feld Steven Shapin / Simon Schaffer: *Leviathan and the Air-pump: Hobbes, Boyle, and the Experimental Life*. Princeton: Princeton University Press 1985; Bruno Latour: *Science in Action. How to follow scientists and engineers through society*. Cambridge, MS: Harvard University Press 1987; Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Göttingen: Wallstein 2001 (Originalausgabe: *Toward a history of epistemic things: synthesizing proteins in the test tube*. Stanford, CA: Stanford University Press 1997).

drei Dimensionen bekanntlich vielfach überlagern: Kunst wie auch Religion oder Ideologien können zu einem nicht unerheblichen Teil von rationalem Wissen abhängen; umgekehrt ist Kunst sehr oft Trägerin von Glaubenssystemen, während Wissen oder Wissenschaft ihrerseits in vielerlei Hinsicht ohne eine ästhetisch-expressive Seite nicht zu denken ist – und schließlich ist auch Wissenschaft nie frei von rational nicht weiter begründbaren Wertsetzungen und Annahmen. *Zweitens* ist diese Aufteilung in die genannten drei Dimensionen *nicht stabil*, d.h. sie gilt bekanntlich nicht in allen Zeit und Kulturen in dieser Form. Sie ist also selbst eine Forschungsaufgabe: nämlich zu zeigen, wie sich in der Geschichte zum Beispiel der abendländischen Moderne die Ausdifferenzierung – und gegebenenfalls erneute Verschränkung – von Wissen, Glauben und Kunst vollzog, auf welche Weise sie iteriert, wie sie sich verändert oder auch immer wieder bestritten wird.

Doch trotz dieser beiden natürlich wichtigen Einschränkungen würde ich doch die These wagen, dass die Differenzierung von Systemen rationalen Wissens, Glaubenssystemen und Kunst für die Wissensgeschichte als *pragmatischer* Ausgangspunkt und Aufgabenteilung fungieren kann: Die Geschichte des Wissens im Raum zumindest der Moderne beschäftigt sich der Sache nach primär mit Ordnungen des mehr oder weniger *rationalen* Wissens, das seinen Kristallisationskern in den sich im 19. Jahrhundert etablierenden wissenschaftlichen Disziplinen findet. Seinen Kristallisationskern: das heißt weder notwendig seinen Ausgangspunkt, noch seinen ausschließlichen institutionellen Ort, und auch nicht seine alleinige Funktion; vielmehr muss Wissen trotz seiner intrinsischen Verbindung mit zumeist akademisch bzw. universitär verfasster Wissenschaft als ein Gegenstand konzipiert werden, der keinen klaren, das heißt entweder logisch-systematisch definierbaren oder aber sozial distinkten Ausgangspunkt hat, dem keine definierten Grenzen zukommen und auch kein eindeutig bestimmter institutioneller oder gesellschaftlicher Ort. Wissen entwickelt, verändert und ›realisiert‹ sich immer wieder neu durch die Zirkulation zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Sphären, bis es sich darin möglicherweise ›verbraucht‹ und wieder verschwindet.

Wie schon oben festgestellt: Wissen zirkuliert. Damit wird es nicht ›ortlos, vielmehr erscheint so erst die unvermeidliche Verhakung des Wissens mit seinen wechselnden Orten und ›partialen Perspektiven‹ als unauflöslich.<sup>11</sup> Wissen ist daher grundsätzlich hybrid: Auch in gut begründeten wissenschaftlichen Systemen finden sich immer mehr oder weniger deutlichen Spuren der Herkunft, der kulturellen, politischen oder sozialen Existenzbedingungen und der spezifischen Verwendungsweisen von Wissen. Dass die neuen Ansätze einer Globalgeschichte des Wissens überdies zunehmend Hinweise auf die weltweiten Herkünfte von selbst so klassischen Wissensformen und -kulturen wie der Renaissance oder europäischen Aufklärung zu Tage fördern, sei nur am Rande vermerkt.<sup>12</sup>

<sup>11</sup> Vgl. dazu den klassischen Aufsatz von Donna Haraway: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Elvira Scheich (Hg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg: Hamburger Edition 1996, S. 217–248.



Mit diesem Hinweis auf die Zirkulation des Wissens und seinen hybriden Charakter sind, nebenbei, auch noch weitere Gründe genannt, weshalb sich rationales Wissen bestenfalls pragmatisch gegen *belief systems* oder Kunst abgrenzen lässt. Man sollte diese Bereiche daher grundsätzlich als *Provinzen des Wissens* betrachten, die mit den Systemen rationalen Wissens zusammen die gesamten Denk- und Sprechmöglichkeiten einer Epoche bestimmen. Das hat zur Konsequenz – und bietet den Vorteil –, dass in epistemologischer Hinsicht all diese Denk- und Sprechordnungen in einer ähnlichen Weise untersucht werden können. Für eine solche Analyse – und ich komme damit zur anderen, zur *epistemologischen* Seite des hier vorgestellten Ansatzes – schlagen wir am »Zentrum Geschichte des Wissens« die folgenden vier, vielfach ineinander verschlungenen und aufeinander bezogenen Fragerichtungen vor:

- (a) Systematisierung und Ordnungen des Wissens
- (b) Repräsentationsformen und Medialität des Wissens
- (c) Akteure des Wissens
- (d) Genealogien des Wissens

Lassen Sie mich nun diese vier Punkte kurz diskutieren. Die in systematischer Hinsicht erste Frage, die zu stellen ist, lautet, wie überhaupt etwas als »Wissen« qualifiziert wird, das heißt: Welche historisch kontingenten *Ordnungen und Systematisierungen von Wissen* die Unterscheidung von Wissen und Nicht-Wissen einerseits, sowie von Wissen und Glauben andererseits überhaupt hervorbringen und solches Wissen auch stabilisieren? Man kann diese Frage konkret auf zwei Arten stellen, nämlich zum einen: Welche Vorstellungen von Objektivität und Gewissheit, von Evidenz und Beweis bilden sich namentlich im Raum der sich formierenden Wissenschaften aus, um Wissen vom so genannten bloßen Meinen abzugrenzen und legitimes von illegitimem Wissen zu unterscheiden?<sup>13</sup> Welche kognitiven, technischen und medialen Verfahren – zum Beispiel Dokumentationen, Bildgebungsverfahren oder Experimente – stützen und stabilisieren das Wissen?<sup>14</sup>

Neben dieser unter dem Titel des *practical turn* in der Wissenschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrzehnte etablierten Richtung der Analyse steht zum andern weiterhin die klassische Foucault'sche Frage danach, welche diskursiven Systeme das Wissen einer Epoche ordnen und damit ermöglichen. Das heißt: Welche Kategorien, Abgrenzungen und Einteilungen, welche zentralen Begriffe und Argumente ermöglichen das immer begrenzte Set von Aussagen, die von einer mehr oder weniger großen Gemeinschaft von Sprechern als wahr anerkannt werden

<sup>12</sup> Vgl. z. B. Hans Belting: Florenz und Bagdad: Eine westöstliche Geschichte des Blicks. München: C. H. Beck 2009.

<sup>13</sup> Vgl. Lorraine Daston / Peter Galison: Objektivität. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.

<sup>14</sup> Vgl. Michael Hagner / Hans-Jörg Rheinberger (Hg.): Die Experimentalisierung des Lebens. Experimentalsysteme in den biologischen Wissenschaften 1850/1950. Berlin: Akademie-Verlag 1993.

können – und welche alternativen Ordnungsformen ermöglichen andere Wahrheiten anderer Sprecher? Wo verlaufen die Konfliktlinien zwischen konkurrierenden Ordnungssystemen, wo überschneiden sie sich und wie verändern sich die Diskurse in diesen Konfrontationen?

Diese diskursanalytische Dimension einer wissenschaftlichen Analyse, die wie gezeigt um eine Geschichte der Praktiken ergänzt werden muss, impliziert – und das will ich nur ganz kurz andeuten, weil damit möglicherweise eine Differenz zu einem textanalytischen Ansatz bezeichnet wird –, dass der Fokus der Analyse nicht oder auf jeden Fall viel weniger stark auf dem einzelnen Text und der bei näherem Hinsehen immer möglichen Polysemie der Zeichen liegt, dem Spiel der Signifikanten, sondern auf der – vielleicht spröderen, weniger ›bedeutungsvollen‹ – Arbeit des Identifizierens und Sortierens von diskursiven Ordnungsmustern in einer Serie von Texten sowie den mit ihnen verknüpften Praktiken. Wie auch immer diese Verbindung von Text und Praktiken zum Beispiel im Labor sich gestaltet, bleibe hier dahingestellt. Klar scheint mir zu sein, dass diese nicht hermeneutisch *gedeutet* werden können, sondern dass die Regelmäßigkeiten der entsprechenden Serien als Muster beschrieben und mit anderen, auch nicht-diskursiven Regelmäßigkeiten verglichen werden müssen.<sup>15</sup>

Zu dieser im weiteren Sinne diskursanalytischen Dimension unseres Ansatzes kommt, wie schon angedeutet, eine damit eng verbundene *medienanalytische* – Punkt (b) in meiner kleinen Aufzählung. Diese medienanalytische Dimension der Wissensgeschichte geht von der wohl noch immer nicht banalen Einsicht aus, dass es ein Wissen ohne Speicher-, Transport- und Darstellungsmedien nicht geben kann; sie postuliert, dass Wissen durch die Logik dieser Medien mitgeformt wird, weil es immer *formatiert* werden muss, und dass es im Weg durch die Kanäle auch immer verändert wird. Insbesondere die verschiedenen Formen der Repräsentation, des Zeigens und damit des Herstellens von Evidenz, aber auch die unterschiedlichen Weisen der Zirkulation verändern das Wissen; die entsprechenden Formate und Medien fungieren mit anderen Worten als Filter, die Wissen selektieren, hervorheben und unterdrücken, es verändern und mit anderen Wissensbeständen verbinden.<sup>16</sup> Schon Ludwik Fleck hat gezeigt, wie Wissen – nicht selten angeregt durch tief im kulturellen Gedächtnis gespeicherte so genannte Präideen – in der Bewegung von den esoterischen Hypothesen eines kleinen Denk-

<sup>15</sup> Was ich damit meine, skizziere ich kurz in Philipp Sarasin: Diskurs. In: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): Grundkurs Geschichte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2007, S. 199–217.

<sup>16</sup> Vgl. Michael Lynch / Steve Woolgar (Hg.): Representation in Scientific Practice. Cambridge, MS: MIT press 1990; Jonathan Crary: Techniken des Betrachtens. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert. Dresden: Verlag der Kunst 1996; Michael Hagner / Hans-Jörg Rheinberger / Bettina Wahrig-Schmidt (Hg.): Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur. Berlin: Akademie-Verlag 1997; David Gugerli / Barbara Orland (Hg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit. Zürich: Chronos 2002.

kollektivs über das exoterische Handbuchwissen zum populärwissenschaftlichen Alltagswissen – und von dort, in verwickelten Schlaufen und *feedback-loops* zuweilen auch wieder zurück in die esoterischen Denkkollektive –, nicht nur stabilisiert wird und an Selbstverständlichkeit gewinnt, sondern sich auch verändert, mit andern Wissensbeständen vermischt und vielleicht in die Alltagssprache eingeht. Seit der Wiederentdeckung der Schriften von Ludwik Fleck 1978 haben eine beträchtliche Zahl von Studien diesen Ansatz bestätigt.

Schließlich schlagen wir eine dritte Analyserichtung vor: den Fokus auf die verschiedenen *Akteure* des Wissens (c). Zuerst ist dazu in empirischer Hinsicht zu sagen, dass das gesamte Personal, das sich in der Moderne mit Wissen beschäftigt, nicht nur ein riesiges Ensemble von möglichen Rollen umfasst, sondern zusammen mit dem geeigneten Publikum, das in vordergründig bloß rezipierender Funktion Wissen erwirbt, unter wissenschaftlicher Perspektive wie eine Reformulierung dessen erscheinen kann, was man als Sozialhistoriker die ›Gesellschaft‹ nannte. Ich will das kurz ausführen: Was, etwas salopp gesagt, das Personal betrifft, so befinden wir uns als Historiker hier teilweise schon auf vertrautem und zuweilen durchaus sozialhistorischem Territorium. Denn abgesehen von älteren geistesgeschichtlichen Untersuchungen zu Gelehrten und Intellektuellen liegen verschiedentlich sozialhistorische Arbeiten zu Professoren und Journalisten, Pfarrern und Ärzten, Technikern oder Mitgliedern gelehrter Akademien vor. An ihnen kann die Differenz zwischen einem sozialhistorischen und einem wissenschaftlichen Ansatz besonders deutlich gemacht werden. Denn in so prominenten Studien wie etwa den Arbeiten von Christophe Charle zu den Intellektuellen oder den hohen Beamten im französischen 19. Jahrhundert, oder auch den Untersuchungen zur sogenannten Professionalisierung von Ärzten oder Juristen werden diese Wissensakteure nicht oder kaum über das von ihnen produzierte und gehandhabte Wissen und ihre Verstrickung in Diskurse analysiert, sondern gemäß ihrer sozialen Stellung, ihrer familiären Herkunft, ihres Einkommens, ihrer sozialen Netzwerke und Ähnlichem. Diese zweifellos wertvolle sozialhistorische Information vermag indes nicht zu klären, wieso diese Rollen- und Funktionsträger ihre Machtpositionen erlangen konnten. Denn das Wissen, über das sie sich definieren, wird dabei kaum in Betracht gezogen – das Wissen, das von anderen als ›wahr‹ oder ›wertvoll‹ qualifiziert wird und genau damit die Verkopplung von Wissen und Macht erzeugt – und so auch zu deren Verstetigung in sozialen Positionen führt. Etwas vereinfacht gesagt: Um die sogenannte gesellschaftliche Position und Funktion zum Beispiel eines Arztes zu verstehen, sind sein familiärer Hintergrund oder sein Einkommen bestenfalls von zweitrangiger Wichtigkeit, wenn überhaupt. Entscheidend ist die diskursive Macht, die er als Arzt entfalten kann. Ich werde auf diesen Begriff der Macht nochmals zurückkommen.

Kurz: Die Rollen der verschiedenen Akteure und Agenten des Wissens können gemäß dem alten sozialhistorischen Raster ermittelt werden,<sup>17</sup> sondern aus-

<sup>17</sup> Vgl. zu dieser Kritik auch Roger Chartier: *Le monde comme representation*. In: *Annales E.S.C.* (1989), Nr. 6, S. 1505–1520.

gehend von einer Vorstellung von der Produktion und Zirkulation des Wissens und der dabei anfallenden Aufgaben und Funktionen. Daher gibt es nicht nur Gelehrte und Professoren, Ärzte und Juristen mit ihren in der bürgerlichen Gesellschaft je rekonstruierbaren sozialen Profilen, sondern auch Erfinder und Entdecker, Dogmatiker und Akademiker, Kollegen, Experten, Gutachter und Prüfer, oder auch kritische Kritiker, Häretiker und Dissidenten, Skeptiker oder Spinner. Diese Liste ist stark erweiterbar. Dass sie nicht den Kategorien der Sozialgeschichte folgt, ist allerdings nur das Eine. Denn zweitens eröffnet sich hier die Möglichkeit zu fragen, welche *Selbstverhältnisse* mit diesen Rollen verbunden sind: das heißt, wie und unter welchen Bedingungen Menschen zu Subjekten eines bestimmten Wissens werden, bzw. welche Art von Selbstverhältnis ihnen erlaubt, Autoren, Kritiker oder Rezipienten, Gelehrte, Exegeten oder Häretiker zu sein.

Damit zeigt sich drittens schließlich auch, dass Wissensgeschichte sich nicht mehr auf das vornehme, aber auch ziemlich einfache *l'auteur n'existe pas* zurückziehen kann. Natürlich ist der Autor als Ursprung des Sinns schon lange tot – auch wenn er als Zombie zuweilen noch durch die akademische Landschaft geistert –, aber Akteure oder Aktanten des Wissens und damit der Sinnproduktion gibt es zuhauf, und ohne sie wäre die Dynamik von Wissenssystemen kaum verständlich zu machen. Ludwik Fleck hat nicht ohne Grund den Denkstil mit dem Denkkollektiv verbunden. Wir würden heute diese beiden Begriffe wohl als zu einfach hinter uns lassen wollen, aber wir sollen die Handlungs- und Interventionsmöglichkeiten des Personals im Feld des Wissens weiterhin sehr genau untersuchen. Wegweisende Arbeiten haben dazu – ich trage wohl Eulen nach Athen – Bruno Latour und Hans-Jörg Rheinberger vorgelegt.

Gleichzeitig wird Wissen nicht nur produziert und verteilt, sondern auch rezipiert. Ich will hier nicht weiter ausführen, dass diese Rezeption immer nur scheinbar passiv ist – das ist lange bekannt –, und damit, wie man heute aber sehr betonen möchte, auch zur Veränderung und weiteren Zirkulation des Wissens beiträgt; ein wichtiges Untersuchungsfeld ist hier die *faute-de-mieux* so genannte Populärwissenschaft.<sup>18</sup> Ich will vielmehr darauf hinaus, dass das gesamte Feld des Wissens, dass sich auf diese Weise aufspannt, und mit all den verschiedenen Rollen und Personen, die in diesem Feld agieren, eine brauchbare Beschreibung dessen abgeben kann, was wir ›Gesellschaft‹ nennen, wie wir sie früher von ihren angeblich objektiven sozioökonomischen Daten ausgehend analysiert haben. Es gibt nun diverse poststrukturalistische Referenz-Autoren – von Foucault über Laclau/Mouffe und anderen – die gezeigt haben, dass ein essentialistisches, also auf sogenannte objektive Daten rekurrierendes Verständnis von Gesellschaft nicht mehr möglich ist, weil der gesellschaftliche Zusammenhang – ohne klare Gren-

<sup>18</sup> Vgl. dazu einige weiterführende Überlegungen und Hinweise auf die Forschungsliteratur in Philipp Sarasin / Michael Hagner: Wilhelm Bölsche und der ›Geist‹. Populärer Darwinismus in Deutschland 1887–1934. In: Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 4 (2008), S. 47–68.

zen – über symbolische bzw., im engeren Sinne, diskursive Strukturierungen hergestellt wird, die unabhängig von ihrer diskursiven Erzeugung nicht zu denken und daher nie abschließend ›objektivierbar‹ sind. In einer etwas anderen Weise argumentiert der Deleuzianer Bruno Latour ebenfalls, dass es so etwas wie ›die‹ Gesellschaft nicht gibt, sondern nur die vielfältigen Kopplungen zwischen Aktanten menschlicher und nicht-menschlicher Art. Diese Kopplungen verbinden sich zu etwas, was man in neuer Weise ›Gesellschaft‹ nennen mag, das aber nicht von ihrer angeblichen sozioökonomischen ›Struktur‹ als einer gleichsam ontischen Voraussetzung her zu verstehen wäre – so etwa noch bei Pierre Bourdieu – und auf die alle Phänomene in der Welt der Menschen explikativ zurückgeführt werden könnten.<sup>19</sup>

Wie auch immer man sich in dieser Diskussion um die Thesen Latours im Einzelnen positionieren mag, sei hier dahingestellt. Wichtig scheint uns, dass das Netz der vielen Aktanten im Feld des Wissens *zusammen* mit den Ordnungssystemen, den Praktiken und den Medien des Wissen insgesamt hinreicht, um in einer gehaltvollen, aber durchaus neuen Weise über jenen Zusammenhang zu sprechen, den Sozialhistoriker vor dreißig Jahren die Gesellschaft nannten und traditionelle Historiker vor sechzig Jahren die Nation und das Politische – und den wir *als* Zusammenhang, um nur so viel zu sagen, nicht aus dem Blick verlieren wollen. Die Sozialhistoriker wollten mit ihrem Ansatz die politische Geschichte substituieren. Ich möchte hier vorschlagen, die Gesellschaftsgeschichte durch die Wissensgeschichte zu substituieren, dabei aber die Frage des Politischen durchaus noch oder wieder offenzuhalten. Oder vielleicht genauer noch: Während uns der Begriff der Gesellschaft als Leitbegriff unserer Analysen zwischen den Fingern zerrinnt und wie gesagt durch einen wissenschaftsgeschichtlichen Ansatz vielleicht ersetzt werden kann, bleibt damit allerdings die Frage nach dem Politischen bzw. den Machtbeziehungen noch offen.

Ich komme damit zum letzten Punkt meiner Überlegungen: zum Stichwort ›Genealogie‹, das in unserer kleinen Einteilung unter Punkt (d) figuriert.

Die Rede von der Genealogie impliziert bekanntlich zwei Dinge: Erstens die Substitution der philosophischen Frage nach der Begründung von Wissen bzw. Geltungs- und Wahrheitsansprüchen durch die Rekonstruktion der Herkunft dieser Ansprüche. Es ist nicht ganz trivial zu sagen, dass der Wissenshistoriker sich gegenüber möglichen Wahrheitsansprüchen in alten Texten im Grundsatz agnostisch verhält. Er wägt nicht den Wert der Argumente und prüft nicht, wer – zum Beispiel in der Wissenschaftsgeschichte – der heutigen Wahrheit schon ein Schritt näher war als andere, sondern untersucht die vielfältigen, verstreuten Bedingungen und Kontingenzen, die einer Wahrheit zur Durchsetzung gegenüber einer anderen verhalf. Das heißt nicht, dass der Historiker nicht Zeitgenosse ist, der heutigen, gegenwärtigen Wahrheiten gegenüber unberührt bleiben könnte, der keine Stel-

---

<sup>19</sup> Bruno Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.

lung zu nehmen hätte und nicht wüsste, warum er eine bestimmte Art der historischen Untersuchung unternimmt. Auch der Genealoge Foucault war nicht desinteressiert an den Gegenständen, die er untersuchte. Im Gegenteil: Die Rede von der Genealogie impliziert, nun zweitens, bekanntlich seit Nietzsche und dann wieder bei Foucault die Rekonstruktion der Herkunftsgeschichte von Wahrheiten und Geltungsansprüchen als eine Geschichte nicht zuletzt von Machtbeziehungen, die der Genealoge gleichsam unter der glatten Oberfläche der Diskurse entziffert. Ordnungssysteme, Medien und Akteure des Wissens sind, mit anderen Worten, immer und grundsätzlich Teil von Machtbeziehungen und entfalten selbst Machtwirkungen.<sup>20</sup> Die Wissensgeschichte unterscheidet sich insofern fundamental von der alten Sozialgeschichte, indem sie nicht unterstellt, Macht resultiere letztlich immer aus bestimmten sozialen Ungleichverhältnissen und sei daher aus diesen analytisch ableitbar, und sie versteht Macht auch nicht ausschließlich politisch verfasst. Vielmehr schreibt sie Diskursen und technischen Strukturen wie Experimentalanordnungen oder Medien genauso Machtwirkungen zu wie Institutionen, mit denen Akteure verbunden sind. Macht ist, folgt man Foucault, nur ein anderer Name für die Relationen, in die Menschen, Diskurse, Artefakte und Institutionen verflochten sind. Die Paradoxie liegt darin – für den Analytiker wie der Sache nach –, dass Macht als Relation genauso unumgänglich und damit nicht wirklich ›kritisierbar‹ ist, wie man die Ballung von Macht in Institutionen oder die verschleierte Macht hinter scheinbaren Wahrheiten dennoch kritisieren und genealogisch dekonstruieren kann, ja muss, wenn man nicht zu ihrem Sänger werden will.

Zum Schluss soll nur festgehalten werden, dass Wissensgeschichte kein in Stein gemeißeltes Konzept darstellt, sondern zu einem Denkraum werden könnte, der den – immerhin moderaten – Materialismus und Ökonomismus der Sozial- bzw. Gesellschaftsgeschichte durch einen moderat materialistischen, das heißt auf Medien und materiale Praktiken abhebenden ›Kulturalismus‹ ersetzt. Dieser soll es ermöglichen, die Welt bzw. den ›Zusammenhang‹ von den diskursiven, medialen, personalen und institutionellen Formen des Wissens her zu beschreiben, weil Formen des Wissens in Verbindung mit *belief systems* und künstlerischer Expression erst Subjekte, Artefakte und Handlungen zu dem verbinden, was man ›gesellschaftliche Wirklichkeit‹ nennen kann. Schließlich würde er die Frage nach der Wahrheit und dem Fortschritt, der die aufklärerische Gesellschaftsgeschichte verpflichtet blieb, moderat aufklärungsskeptisch zur Genealogie hin wenden und mit der alles grundierenden Frage nach der Macht verknüpfen.

---

<sup>20</sup> Vgl. dazu auch ausführlich Philipp Sarasin: Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2009.